

Prolog

Lough Currane, Irland

Sie wusste nicht, was sie geweckt hatte, aber irgendetwas stimmte nicht, ihr Herz schlug viel zu schnell. War es ein böser Traum? Sie konnte sich an nichts erinnern.

Reglos lag sie in dem Bett des ausrangierten Wohnwagens. Irgendetwas sagte ihr, dass sie sich nicht bewegen durfte. Seit gestern waren sie hier mutterseelenallein gewesen, an diesem bezaubernden Ort. Doch wo blieb Sinéad? Am Abend war sie zum Einkaufen gefahren. Sie hätte schon längst wieder da sein müssen.

Plötzlich ein Geräusch ... Das Rascheln von Blättern auf der anderen Seite der dünnen Wand ... Sie hielt den Atem an. Ihr Herz schlug so schnell, dass sie Angst hatte, man könne es draußen hören. Ein Tier, es könnte ein Tier sein. Am Nachmittag hatte sie einen Nerz am Seeufer beobachtet.

Da war es wieder!

Als würde jemand auf trockenes Laub treten.

Mit einem Ruck drehte sie sich um. Es dauerte einen Moment, bis sie fokussieren konnte, aber für den Bruchteil einer Sekunde sah sie es: Das Gesicht in dem kleinen schmutzigen Fenster, es hatte hineingeblickt und sie angestarrt!

Einen Wimpernschlag später war es verschwunden. Ein eiskalter Schauer lief ihr den Rücken herunter: Es war das Gesicht einer Frau, weiß wie ein Geist aus dem Totenreich. Sie trug einen strengen Pagenschnitt, der Pony ging bis knapp über die Augenbrauen. In ihrem Ausdruck lag etwas Kaltes. Erbarmungsloses. Nein, das war nicht Sinéad.

Der Puls hämmerte in ihren Schläfen. Der Wohnwagen ließ sich nicht abschließen, jeder konnte ihn jederzeit betreten. Sie hatte auch keine Waffe. Und nur Sinéad wusste, wo sie war. Es gab kein Haus weit und breit, abgesehen von dem verlassenen Gemäuer gegenüber.

Langsam setzte sie sich auf. Lauschte nach dem Rascheln, aber jetzt war es still. Sie schlüpfte in ihre Schuhe und nahm die Taschenlampe. Ihr Herz pochte, die Hände zitterten, aber sie musste wissen, wer da draußen war.

Es quietschte, als sie die Tür öffnete. Der schwache Lichtstrahl der Taschenlampe suchte den Vorplatz ab, dann leuchtete sie hinüber zu dem alten Haus. Vielleicht hatte sich die Frau darin versteckt?

Sie trat hinaus.

Die Luft war kühl.

»Hallo?«, rief sie in die Nacht. »Sinéad?«

Nichts. Hatte sie geträumt? Die dunklen Fensteröffnungen des Hauses gegenüber kamen ihr wie Riesenaugen vor. Stand die Frau dort im Schatten und spähte durch die zerbrochenen Scheiben? Jedenfalls war sie ganz in der Nähe, das spürte sie. Sie hatte Gänsehaut.

Schnell wieder rein, rief ihr Instinkt.

Als sie sich umdrehte, nahm sie aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr.

Die Frau stand direkt neben dem Wohnwagen, sie musste sich dahinter versteckt haben. Der Lichtstrahl der Taschenlampe heftete sich an das Gesicht der Frau, so dass sie kurz blinzelte. Sie sah aus wie Sinéad und dann wieder nicht. Ihre Haare waren fuchsrot und lagen perfekt, als wäre es eine Perücke.

Sie lächelte. Es war kein gutes Lächeln. Es strahlte Verachtung aus, Verachtung und eine kalte Lust. So hatte Sinéad nie gelächelt, so hatte Sinéad sie nie angesehen!

Du musst hier weg, rief eine Stimme. Sie fuhr herum, wollte zurück in den Wagen, da traf sie ein harter Schlag im Nacken. Als sie kraftlos zu Boden zu sank, spürte sie noch einen Stich im Arm. Kurz darauf wurde ihr schwarz vor Augen ...

Als sie erwachte, lag sie wieder im Bett des Wohnwagens. Aber etwas war anders, sie fühlte sich wie benommen, ganz schwer und ruhig, als wäre sie in Watte gepackt. Als wäre alles gar nicht so schlimm. Ihre Gedanken liefen wie in Zeitlupe ab.

Die Frau stand im Halbdunkel am Fußende des Bettes und durchsuchte mit einer Taschenlampe ihren Rucksack. Jetzt, wo sie sie beobachten konnte, gab es keinen Zweifel: Es war Sinéad. Sie war schön, auch in dieser Verkleidung. Eine kühle, strenge Schönheit. Sinéad hatte sie gerettet, dank ihr hatte sie wieder Lebensmut. Mit Sinéad war alles so leicht. Ihr konnte sie vertrauen. Sinéad würde ihr nichts tun.

»Du bist ja schon wieder wach?« Sinéad tat überrascht und sprach, als wäre sie ein kleines, dummes Kind. Ihre Stimme klang weit, weit entfernt. Doch sie hatte keine Angst mehr, zumindest war die auch weit weg. Ihre Lider wurden schwer, so dass sie für einen Moment die Augen schloss.

»Was hast du mir gegeben?« Ihre Stimme war ein Lallen, die Zunge so schwer wie ein Stück Blei.

»Du wirst gleich wieder schlafen«, antwortete Sinéad. »Lange, lange schlafen.«

Sie wollte sich aufrichten, doch sie war gefesselt. Das merkte sie erst jetzt. Arme und Beine waren mit Tüchern aneinandergebunden.

Da war die Angst auf einmal wieder da.

Kroch schnell an sie heran.

Flüsterte ihr etwas zu.

Schlüpfte wie kalter Nebel in ihre Poren.

Du wirst diese Nacht nicht überleben.

Sinéad wird dich töten, und sie hat dich die ganze Zeit belogen.

»Was hab ich dir getan?«, fragte sie.

Da lachte Sinéad. Mit einer Spritze in der Hand stieg sie aufs Bett und setzte sich auf ihren Bauch. Sie wollte sich wehren, aber ihre Glieder waren ja gefesselt und außerdem so unendlich

schwer.

»Das wird dir guttun«, sagte Sinéad. Sie wehrte sich nicht. Der Einstich schmerzte in ihrer Armbeuge. »Du wirst einen schönen, einen wunderschönen Tod haben.«

Sinéads Gesicht war jetzt direkt über ihrem. Sie sah selbst so aus, als hätte sie Drogen genommen, es war ein Ausdruck absoluter Erfüllung. Sinéad fuhr mit ihren Händen durch ihre langen Haare. Auf die war sie immer stolz gewesen.

»Sie sind so schön und weich. Genau wie ihre. Erinnerst du dich noch an sie? Und genauso rot. Wie Feuer. Wie ...«

Sinéad beugte sich zu ihr.

Flüsterte ihr etwas ins Ohr.

Sagte den Namen.

Da riss sie die Augen auf.

Auf einmal war ihr alles klar.

Die Erkenntnis stach in ihr Herz wie ein glühendes Schwert.

Kurz bevor die Droge ihr alle Sinne raubte, verstand sie, warum sie sterben musste.

Einmal noch wachte sie auf. Sie nahm alles nur verschwommen wahr, aber Sinéad schien weg zu sein. Es war der Geruch, der sie aufgeweckt hatte, sie kannte ihn von früher. Es roch nach Gas. Sie musste die Fenster öffnen, aber sie konnte sich überhaupt nicht bewegen, als wäre sie gelähmt. Außerdem war sie so schrecklich müde. Wahrscheinlich gehörte der Geruch zu ihrem Traum. Auf ihrem Bett und dem Tisch brannten Teelichter. Schön sah das aus, wunderschön. Also machte sie die Augen wieder zu. Innerhalb von Sekunden fiel sie in einen schweren Schlaf.

Als der Wohnwagen in Flammen aufging, legte sich ein Lächeln auf Sinéads Gesicht. Das war besser als jeder Rausch. Als würde sich ein warmes, orangefarbenes Licht in ihrem Körper ausbreiten, das pure Glück. Nichts tat mehr weh, nichts drängte, sie war wie

entrückt, als würde sie schweben. Es würde sie nicht heilen, aber am Leben halten. Lange.

Sie steckte sich eine Zigarette an, schloss die Augen und sog den Rauch tief in ihre Lungen. Die beste Zigarette meines Lebens, dachte sie.

Da hörte sie die Schreie, voller Schmerz und Verzweiflung, und zuckte zusammen. Lag auch Reue darin? Hatte sie verstanden, warum sie starb?

Sie öffnete die Augen. Die Flammen loderten in die Nacht, aber das warme Licht in ihr war erloschen, und die Schreie wollten nicht aufhören.

Als sie endlich verstummt waren, warf sie die Kippe mit zitternden Händen in eine Pfütze und machte sich auf den Weg durch den Wald.

Sie war noch nicht fertig.

Sie hatte noch einen langen, gefährlichen Weg vor sich.

Frierend stehe ich draußen an Deck, bald kommen wir in Dublin an. Die See ist rau, und die Fähre schwankt so stark, dass ich mich an der Reling festhalten muss. Der eisige Wind wirft mir einen Schauer Gischt ins Gesicht, die Küste Irlands sieht aus wie eine schwarze Wand. Darüber türmen sich noch schwärzere Wolken, und dazwischen scheint ein schmaler Streifen aus goldenem Licht. Es ist kein tiefes, warmes, sattes Gold, nur ein ganz schwaches, kühles, als hätte die Sonne gerade andere Sorgen.

Nicht mal hier oben bin ich allein. Ein paar Meter von mir entfernt würgt sich ein junger Mann die Seele aus dem Leib, als hätte er einen Aal verschluckt. Dabei lehnt er sich weit über die Reling, jeden Moment könnte er vornüberkippen und in der Irischen See verschwinden. Der arme Kerl ist keine dreißig und so dürr, dass ihn die nächste Bö vom Deck fegen könnte. Dem geht es noch dreckiger als mir, und das will was heißen.

»Brauchst du Hilfe?«, frage ich und lege meine Hand auf seine Schulter, aber er schüttelt nur abwehrend den Kopf.

Ein gezwungenes Lächeln. »Danke, Kumpel, mir geht's gleich wieder gut.«

Danach sieht es nicht aus, und schon geht das Gewürge wieder los. Wie ein toter Fisch hängt er kurz darauf über der Reling. Besser ich halte ihn fest.

Da fangen seine Schultern wieder an zu zucken. Es dauert eine Weile, bis er sich selbst festhalten kann. »Zu viele Pints gegen den Sturm«, sagt er.

Oder gegen das Leben, denke ich, damit kenne ich mich aus. Innerhalb eines Jahres bin ich zu einem Trinker geworden, den nur der Gedanke durch den Tag trägt, am Abend die erste Flasche aufzumachen und alles vergessen zu können. Immerhin scheint jetzt alles draußen zu sein. Mein neuer Freund riecht nach Erbrochenem und Bier und saugt die salzige Luft in seine

durchgewalkten Lungen. Atmet ein, atmet aus.

»Back among the living«, meint er mit einem zuversichtlichen Lächeln. Sein Gesicht ist grau, mit einem Stich Grün. Und genauso nass von der Gischt wie meins.

»Fucking freezing«, stellt er fest. »Lass uns reingehen.«

Ich stütze ihn auf dem Weg zur Tür. Er wirkt gebrechlich und kurzatmig, eher wie siebzig als wie dreißig, und schwankt noch stärker als die Fähre. So wie er aussieht, hat er nicht nur ein Alkoholproblem. Hasch, Speed, Koks, wahrscheinlich nimmt er alles, was er in die Finger kriegt. Keine gute Prognose. Wir zwei sind sicher ein prächtiger Anblick.

Ich öffne die Decktür. Ein Schwall warmer, verbrauchter Luft dringt aus dem Schiffsinernen.

Der junge Ire schlüpft hinein. »Danke«, sagt er dann. »Du hast mir das Leben gerettet. Wirklich. Ich stehe tief in deiner Schuld. Wie wär's mit einem Hot Whiskey und einem Pint unten an der Bar?«

Ich schüttele den Kopf, obwohl ich eigentlich einen Drink bräuchte. »Ich bleibe hier.«

Verwundert sieht er mich an, betrachtet zum ersten Mal so richtig seinen Retter, und ich kann hören, was er denkt: Fuck, der ist ja noch fertiger als ich.

»Warum?«, fragt er. »Was zur Hölle willst du hier draußen? Sterben?«

Nicht mehr, denke ich. Und sage: »Nachdenken.«

Und er: »Alles klar.« Dann ist er fort.

Nein, sterben will ich nicht mehr, im Moment zumindest nicht, aber bis vor ein paar Tagen wollte ich genau das. Seit über einem Jahr ist Anna jetzt tot. Sie und unsere kleine Tochter, die noch in ihrem Bauch war. Mia, wir hatten sie Mia genannt.

Seitdem habe ich fast nichts mehr gegessen und vor allem von Alkohol und Nikotin gelebt. Und von Valium, wenn das andere nicht mehr half. Ich bestehe nur noch aus Haut und Knochen, bin aber

noch da. Es ist gar nicht so leicht, sich totzusaufen, habe ich festgestellt. Nur mein Hirn hätte ich schon ruiniert. Meint zumindest mein Freund Philipp, der einzige Mensch, der mich halbwegs kennt. Der mich nie im Stich gelassen oder aufgegeben hat. Der abends vorbeikam und mich dazu zwang, ein paar Bissen herunterzuwürgen. Stürz dich in die Arbeit, halt dich an der Arbeit fest, hat er mir gesagt, so haben wir es doch immer gemacht, rede dir ein, dass sie dein Leben ist, mach dich zu ihrem Sklaven, dann stehst du das durch!

Wenn das nur so einfach wäre. Mir hat die Kraft dazu gefehlt. Oder: Ich wollte sie gar nicht mehr haben.

Aber dann war auf einmal alles anders. Ich wollte doch wieder leben. Auf einmal hatte ich wieder Energie. Und kündigte meine Stelle und meine Wohnung. Ich wäre völlig verrückt, meinte Philipp. »Für nichts, für absolut nichts lässt du alles zurück?«

Ich fragte: »Was alles?«

Da war er still.

Das Nichts ist ein Foto, ein gottverdammtes Foto. Deshalb stehe ich hier, auf dieser schwankenden Fähre in der Irischen See, und vielleicht kann es mich retten. Deshalb bin ich gestern Abend sofort losgefahren, nach dem Anruf des Detektivs, von Frankfurt nonstop nach Calais und in einem Tempo, als wäre der Teufel hinter mir her. Aber mich hat keiner verfolgt, zumindest habe ich niemanden bemerkt, ich hatte einfach nur Angst, dass ich wieder umdrehe, wenn ich stehen bleibe. Denn wer weiß, was mich erwartet. Wen ich finde, wenn ich sie finde. Lass die Vergangenheit ruhen, weck die Geister nicht auf, meinte Philipp. Und sah mich ernst an mit diesem von einer schlecht operierten Hasenscharte leicht entstellten Gesicht.

Noch immer könnte ich umkehren, einfach im Hafen von der Fähre runterfahren und mit der nächsten zurück. Aber wohin? Frankfurt wäre mein Ende, Afrika auch. Ich kann nicht mehr so leben wie vor Anna.

Ein neuer Schauer kalter Gischt wirft mich zurück an Deck. Dublin ist näher gekommen, doch der Lichtstreifen am Horizont verschwunden. Ein zerrissener Schleier aus Regen hat sich zwischen Irland und die Fähre geschoben. Und schon fängt es an zu schütten.

Das Leben ist einfach wunderbar, denke ich.

Ich setze mich auf eine Bank so halbwegs im Trockenen und hole mit klammen Fingern das Foto heraus, um mich zum tausendsten Mal zu vergewissern. Mein Gesicht ist immer noch nass, und meine Lippen schmecken nach Salz. Das Foto ist eines der letzten, die es von Anna gibt, ich habe es ein paar Tage vor ihrem Tod gemacht.

Es war der erste warme Tag des Jahres. Endlich, dachte ich, in ein paar Wochen wollten wir heiraten, da sollten die Apfelbäume blühen. Wir hatten beide frei, waren wieder glücklich, machten ein Picknick am Main, saßen im Gras auf dem breiten Uferstreifen mit Blick auf die Frankfurter Skyline. Die Sonne schien schon warm, der Boden war noch kalt. Anna kniete auf einer Picknickdecke, ein Glas Saft in der rechten Hand, die linke auf ihrem Bauch. Seit sie schwanger war, hatte sie immer eine Hand auf ihrem Bauch. Sie sah umwerfend aus, wie das blühende Leben, keine Spur mehr von Traurigkeit oder Zweifeln. Ihr langes Haar glänzt, sie trägt eine hellblaue Bluse, der oberste Knopf ist geöffnet, an einer Kette hängt ein Stück rote Koralle. Das habe ich ihr nach unserem ersten Urlaub geschenkt. Anna sieht mich an, und ihr Lächeln ist wie ein Sog, in dem ich verschwinden will.

Aber das ist es nicht, was mich hergebracht hat. Es ist die Frau hinter Anna, die mir erst vor einer Woche aufgefallen ist, obwohl ich mir dieses Foto wie all die anderen schon Hunderte Male angeschaut habe. Sie sitzt vielleicht zehn Meter hinter Anna und blickt direkt in die Kamera.

Direkt in meine Augen.

Meine Hände zittern, nicht nur wegen der Kälte. Die Bräune

Afrikas ist schon lange weg, es sind bleiche alte Hände mit hervorstehenden bläulichen Adern und blättriger Nagelhaut. Sie sehen so aus, wie ich mich fühle, viel älter, als ich bin. Aber es sind meine, sie sind wirklich da, genau wie diese Fähre und dieses Meer aus Anthrazit und die schweren Wolken, genau wie diese Frau auf dem Foto.

Sie ist es, ohne jeden Zweifel! Warum sollte mich eine wildfremde Frau so anstarren? Mit diesem Blick? Es ist Jane, auch wenn ihre Haare kurz und hellblond sind, meine erste große Liebe, die ich vor über fünfundzwanzig Jahren das letzte Mal gesehen habe. Jane auf einem Foto zusammen mit Anna, meiner zweiten großen Liebe. Zwei Frauen aus zwei Zeiten, den wichtigsten in meinem Leben. Und die erste große Frage ist: Was wollte Jane in Frankfurt, auf derselben Wiese wie Anna und ich, und das wenige Tage vor Annas Tod?